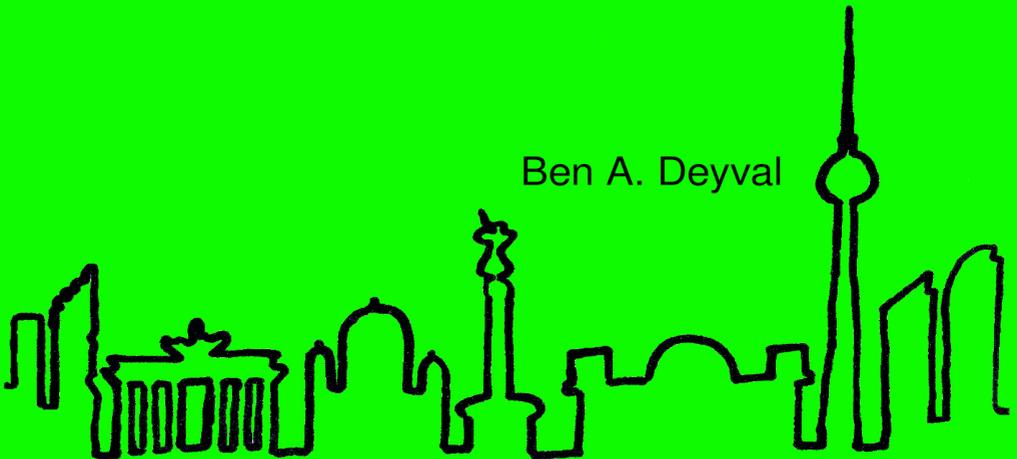


K(L)EINE TRÄUME

Medizin-Geschichten
Band 1 - Berlin

Ben A. Deyval



*Erster Stock, Station 5 – Allgemein Chirurgie mit HNO-Belegbetten,
Zimmer 5.6; 09:18 Uhr*

„Nee, sojanunich, näl“, meckerte es hinter dem Bett hervor. Ächzend erhob sich jemand Rundes, sehr Schweres aus der Zimmerecke und brachte die kleine Sprungfeder aus dem zerborstenen Kugelschreiber zum Täter zurück. Rico, neun Jahre, erster Tag nach Tonsillektomie, versuchte sich in seiner unschuldigsten Miene, konnte jedoch ein Grinsen nicht unterdrücken. Aufrecht, hellwach saß der Junge im Krankenhausbett und wusste instinktiv, dass der große dicke alte Mann, der scheinbar drohend auf ihn zukam, ihm nichts zuleide tun würde. Denn der Schatten aus der Zimmerecke war Herbie. Und Herbie war die Seele der Klinik im letzten nicht privatisierten Krankenhaus der hippen bundesdeutschen Großmannsstadt. Herbie, der Mann für alle Fälle, das Faktotum. Der wuchtige Rasenmähermann auf dem kleinen Traktor. Der Chefgärtner des Klinikgeländes, der immer ein wenig nach Draußen, Wind und Erde roch, der jeden Abend aus dem Raucherpavillon heraus mit seiner leicht verbeulten Trompete den Zapfenstreich blies. Das war sein Ritual, ein Geschenk für alle Patienten der Klinik, für die Angestellten, jahrein, jahraus. Außer im Urlaub – Herbie hatte keine passende Vertretung für diesen Job. In jeder freien Minute suchte er die Kinder auf der Stationsetage mit den HNO-Belegbetten auf und unterhielt sich mit ihnen. Er tröstete die Einsamen, war humoriges Schmerzmittel für die Frischoperierten und ermahnte die Vorlauten. Manche Eltern waren misstrauisch, sie hielten ihn für pädophil, weil Herbert `Herbie` Manson weder Frau noch Kinder hatte und auch in seiner Freizeit ständig in der Klinik herumturnte. Aber die Kleinen wussten es besser: Herbie war Herbie, *die* Seele von das Mensch.

Der massige Gärtner sammelte nun also die Teile eines billigen Plastikschreibers mit Pharmawerbung zusammen und warf sie lässig auf Ricos frisch gemachtes Bett. „Ich hab gesehen, wie du den aus der Kitteltasche des Anästhesisten gefingert hast, als er deine Eltern aufgeklärt hat über die OP“, knurrte Herbie gespielt autoritär, aber seine zusammengekniffenen Augen verrieten doch insgeheim Freude über den kleinen Diebstahl. Das freche Grinsen verschwand vom Gesicht des Knaben, Rico guckte erschrocken. Würde es Ärger geben? Jetzt zogen sich die Mundwinkel des Gärtners in die Breite: „Is mir ja ganz lieb so, wenn das ganze Werbezeug der Pharmafuzzis verschwindet. Ist eh alles nur Billigware. Tritt da mal jemand aus Versehen drauf, zersplittert das olle Plastik in tausend Teile. Haste ja gesehen.“

Die Tür des Krankenzimmers ging auf und eine Schwester steckte den Kopf rein: „Hey, junger Mann, magst`n Eis?“ Rico nickte. „Welche Sorte am liebsten? Schoko, Vanille, Erdbeer, Zitrone?“

Der Junge überlegte kurz und röchelte dann heiser: „Gibt´s auch was Blaues?“ Er bekam kaum einen Ton heraus so kurz nach der Mandeloperation.

„Du meinst so was wie Schlumpfeis? Nee, tut mir leid, ist nur schwarzweißbrot da.“ -

„Dann nehm ich Familieneis mit Schoko...“, flüsterte Rico. Fast hätte er gehustet, aber Husten tat so weh.

„Bitte!“, soufflierte Herbie.

„Bitte...“, bewegte der Kleine die Lippen. Die Schwester verstand und grinste, verschwand auf den Flur und kam kurz darauf mit einer Schale Eis – Vanille und Schoko – und einem Teelöffel in der Hand zurück. Sie klappte routiniert den Patientennachtisch auf und drehte ihn so, dass Rico im Bett

sitzend essen konnte: „Cool, was? Das hier ist die einzige Station, auf der unsere Patienten dreimal täglich Eis essen dürfen!“

Rico starrte sie an: „Und warum?“, formten seine Lippen, „Zu Hause darf ich das doch auch nicht.“

Wieder grinste Schwester Monika schelmisch: „Weil wir eine tolle Klinik sind. Wir können Gedanken lesen und Wünsche erfüllen. Oder soll ich das Eis wieder mitnehmen?“ Hastig griff Rico nach der Schale und begann, einen Löffel Vanilleeis in sich hineinzuschaukeln. Als er schluckte, verzog sich sein Gesicht vor Schmerz. Das tat ja fast genauso weh wie Husten und Sprechen! Schwester Moni war schon wieder draußen.

„Deswegen“, antwortete Herbie an ihrer statt, „weil du im Rachen operiert worden bist und die Entzündung mit Kälte schneller weggeht. Genieß es und verpetz uns nicht bei deinen Lehrern: Solang du nicht zuckerkrank bist, wird dich das nicht umbringen.“

Es klopfte kurz, wieder ging die Tür auf. „Umbringen?“, fragte die nächste Schwester, die den Raum betrat, es war Delia: „Herbert! Schon mal was von Nocebo gehört? Du kannst Menschen mit negativen Bemerkungen krank machen!“

Herbie verdrehte die Augen: „Hör nicht auf sie, Rico, die macht grad `nen Psychologiekurs. Deli, meine Gute, mit den Gemeinheiten des Lebens kann man nicht früh genug anfangen, damit die Bengels wissen, wo ihre Grenzen sind. Hat man dir das auf deiner Schwesternschule nicht beigebracht?“

Delia besaß Humor, sie brach in ein unerwartet tiefes, raues Gelächter aus, das ihren Zigarettenkonsum ahnen ließ und konterte: „Na gut, es war also eine verbale Impfung gegen Zuckerkrankheit, die du dem Jungen da grad verpasst hast, das lassen wir mal als akademische Antwort gelten!“ Sie zwinkerte den beiden Jungs zu – die anderen drei Betten im Zimmer waren

noch leer – und nahm die linke Hand des Jungen zum Puls messen zwischen ihre Finger, während sie beiläufig auf den Sekundenzeiger ihrer Armbanduhr schaute. Rico wollte das Eisessen partout nicht unterbrechen und versuchte, links stillzuhalten, während er mit rechts den Löffel in die Schokoeiskugel stach. Er hebelte erfolgreich ein Loch in die schmelzende dunkle Masse; aber bevor die Schale umkippen konnte, griff der Gärtner instinktiv zu, er stabilisierte das Schälchen auf dem klapprigen Nachttisch. Herbie überlegte immer noch, woher eine einfache Schwester ein derart komplexes Wissen haben konnte, sodass sie in der Lage war, seinen Humor auszukontern – wahrscheinlich las sie viel. In dieser Klinik gab es viele Menschen mit außergewöhnlichen Biographien. Bei Gelegenheit würde er sie mal ausfragen nach ihrer Geschichte, nahm Herbie sich vor.

Einen Moment lang trat Stille ein: Drei Menschen in einem Raum. Eine zählte stumm vor sich hin, einer konzentrierte sich auf das Gleichgewicht eines Schälchens Nachttisch, die kleine zarte Gestalt zwischen ihnen glich ihren Wundschmerz im Rachen mit dem Genuss eines kalten Löffels Schokoeis aus. Und die kleine zarte Gestalt fragte schließlich mit heiserer Stimme ohne den Blick vom Eis zu heben: „Seid ihr hier alle so komisch? So... irgendwie *retro*?“

Zweites Stockwerk, genannt 'der Keil 1' – OP-Trakt; 13:17 Uhr

Der Anästhesiepfleger Edvin, zweiundvierzig, Vater zweier Kinder, blickte gähnend zur Uhr über der Tür. Dann linste er über das grüne Tuch, das seinen Arbeitsbereich von dem der Chirurgen trennte und begegnete dem Blick des chirurgischen Oberarztes Matthias 'Mister Gogo' Goldner. Während einer OP trugen sie alle dasselbe: Kittel, Haube und Mundschutz. Die Haltung war konzentriert nach vorn gebeugt, daher hatten alle in diesen Berufen frühzeitig gelernt, die Stimmung der anderen ausschließlich über die Augen zu erkennen. Ein Lächeln sah man nur an der Tiefe der Fältchen zu den Schläfen hin.

Goldner war müde, weil er am Abend vorher mit seiner Band einen Auftritt hatte, welcher mit zwei Stunden Verspätung gestartet war. Er fing das Gähnen von Edvin auf, riss seinerseits den Mund gymnastisch gähnend weit unter dem Mundschutz auf und sagte mit verzerrter Sprache: „Dauernochn bissch'n“, und schließlich klarer, „aber in einer Viertelstunde sind wir soweit.“ Der Assistenzarzt neben ihm, der unter oberärztlicher Aufsicht die Sprunggelenksoperation durchführen durfte, guckte irritiert in die Runde.

„Stimmt's?“, fragte Goldner kumpelhaft in seine Richtung.

„...weißnich“, murmelte der Assistent konzentriert und fuhr fort, die komplett zerrissenen Außenbänder des narkotisierten Patienten zu präparieren, um sie sorgfältig wieder zu rekonstruieren – sprich: zusammenzunähen. Der Oberarzt hielt mit zwei winzigen Häkchen die Wundränder auseinander, damit der Operateur den Situs besser sehen konnte. Im Hintergrund piepste der EKG-Monitor einen ruhigen Sinusrhythmus vor sich hin, die Beatmungsmaschine gab wie ein begleitendes Bassinstrument ihr notorisches „p**ch**üüü-pu**u**hh**b**“ von sich. Die Intimität der Situation ließ in schöner Regelmäßigkeit bei den Akteuren philosophische Gedanken hochkommen...

„...fahrt ihr denn in Urlaub hin?“, hörte Edvin den Oberarzt fragen.

Der Pfleger schreckte hoch: „Wir? Naja, wie immer halt: Zu uns, nach Hausjärvi. Nach den Eltern sehen, den Kindern beibringen, was Natur ist. Die verblöden mir hier sonst noch in dieser verrückten Stadt.“

Goldner wandte sich an den operierenden Assi, Doktor Röhricht, und erklärte: „Wissen Sie, was das Besondere an dieser Klinik ist? Das Prinzip der friedlichen Koexistenz. Wir sind hier irgendwie ‘zurückgeblieben’, wir hinken hinter dem Zeitgeist her. Es gibt wenig Konkurrenz unter den Kollegen, alles funktioniert langsam und gemächlich. Nur nicht hetzen lassen! Als Angestellte fliegen wir unter dem Radar aller politischen Ambitionen, und daher weiß jeder alles von jedem. Die Fluktuation des Personals hier ist fast gleich null. Man kommt hierher, um in Ruhe seinen Dienst am Menschen auszuüben und hat einigermaßen pünktlich Feierabend. Diese nassforschen Durchstarterkollegen, die den anderen mit ihren vermeintlichen ‘Innovationen’ immer Stress machen wollen, bleiben nie lange hier. Übrig bleiben die Gemütlichen, die Wert auf Familie legen. Irgendwann müssen dann auch Sie sich entscheiden, wer Sie sein wollen: Macher oder Genießer.... Dr. Röhricht?“ Der Angesprochene war zu konzentriert auf seine Arbeit, um wirklich aufnehmen zu können, was ihm da gerade mitgeteilt wurde. Röhricht war erst seit einem Monat im Hause in Weiterbildung zum chirurgischen Facharzt.

„Jaja“, sagte er, „der Chef hat mir beim Einstellungsgespräch schon mitgeteilt, dass ich mir hier nur zwei Jahre Chirurgie anerkennen lassen kann, weil die Weiterbildungsermächtigung fehlt. Gibt keine Spezialisierung hier, ist nur ein Krankenhaus der Basisversorgung.“

„Und? Stört Sie das?“, fragte Edvin über das Laken hinweg. Röhricht knurrte unwirsch und versuchte, keinen Fehler zu machen bei der Bandnaht. Er kämpfte mit dem dunkelvioletten, resorbierbaren Faden, den ihm die OP-Schwester mit der gebogenen Nadel an der Klemme zusammen anreichte, und der ihm viel zu dick vorkam, um damit das faserige zerfetzte Gewebe zusammenflicken zu können.

„Natürlich stört das einen jungen, aufstrebenden Arzt, der sein Leben noch vor sich hat“, antwortete Goldner an seiner statt, „aber er kann ja wiederkommen, wenn er den Facharzt macht und sich beruflich woanders ausgetobt hat. Dann hat er auch eine Chance auf einen unbefristeten Vertrag.“

Edvin grinste: „Mister Gogo, du Hund! Du suchst ja nur jetzt schon nach einem Nachfolger, um hier endlich auszusteigen und dein Debüt als Stargitarrist zu geben! Wo geht es denn bei *dir* hin – Richtung Jimi Hendrix oder eher Paco de Lucía?“

Die instrumentierende Schwester schaltete sich ein: „Er denkt bestimmt an Otto Waalkes, der kann fantastisch Gitarre spielen und dazu jodeln, dass die Schwarte kracht.“

Goldner riss die Augen auf: „Woher kennen *Sie* denn Otto Waalkes?!“

Ihre schwarzen mandelförmigen Augen ließen ein breites Grinsen im Gesicht erahnen, als Yoon Shin-Hye, die OP-Schwester, betont lässig eine kleine Tupferklemme herüberreichte und herablassend näselte: „Na ja, man war doch schließlich auch mal jung, in den Achtzigern...“

Schallendes Gelächter klang aus dem OP-Saal zwei, und damit wurde in den Aufenthaltsräumen der Anästhesisten das Signal für ein baldiges Ende der Operation gegeben. So entspannt war die Atmosphäre immer nur zu einem Zeitpunkt, wenn nichts mehr schiefgehen konnte.

Die für den Patienten zuständige Anästhesiechefin, die dem Anästhesiepfleger Edwin die Überwachung des narkotisierten Patienten zwischenzeitlich überlassen hatte, wischte sich ein paar Kuchenkrümel vom Mund und erhob sich schwerfällig, um die Ausleitung aus der Narkose vorzubereiten. Im Vorbeigehen zupfte sie ein Paar Latexhandschuhe aus einer Box, zwinkerte der ausnehmend hübschen OP-Springerin zu und sagte leichthin: „Na, den Neuen auch schon begutachtet, unseren Meisterrrröööhrrich?“

Erdgeschoss – Aufenthaltsraum in der Notaufnahme; 23:00 Uhr

Die alte Chirurgin, Doktor Namatinbo Mbwela, stand beruflich kurz vor der Rente. Sie warf genervt einen Blick auf das Röntgenbild der Halswirbelsäule eines Patienten, der draußen auf die Auswertung wartete, und seufzte: „Sei froh, dass du nicht für die Kirche arbeiten musst, da sind die Bedingungen noch schlechter. Die haben ihr eigenes Arbeitsrecht zur Ausbeutung von Angestellten im Namen der Mitmenschlichkeit. Streiken ist dort nicht erlaubt, Überlastungsanzeigen wandern mit einem mitleidigen Lächeln in den Papierkorb. Eine Freundin erzählte mir neulich, dass Chirurgen immer noch eine Arbeitszeit von sechzig bis achtzig Wochenstunden haben, wie früher. Als hätte es nie eine EU-Rechtsprechung dazu gegeben.“

Doktor Unruh, die mit der Chirurgin zusammen Bereitschaftsdienst hatte, fragte: „Hattest Du nicht selbst mal in der Assisi-Klinik gearbeitet?“ -

„Ja, ganze acht Jahre, vom PJ bis zur Facharztprüfung.“ Mbwela spuckte das P von PJ – der Abkürzung für das letzte Studienjahr – verächtlich aus, es hörte sich an wie *Bäähh*. Unruh war sich nicht sicher, ob es Absicht war oder Zufall. Das wusste man öfter nicht bei dieser coolen alten Ärztin, die sich 'Nero' nennen ließ. „Die allerwichtigste Lektion in den christlichen Kliniken“, fuhr die Alte ungerührt fort, „ist die, dass Untätigkeit eine Todsünde ist. Was bei uns damals dazu führte, dass alle Mitarbeiter – vom Techniker bis zur Chefsekretärin – permanent über die Flure hin- und hergerannt sind, nur um nach außen und vor sich selbst zu zeigen, dass sie keine Pause machen im Dienst an der Menschheit...“

Die jüngere Ärztin, in der Facharztweiterbildung zur Anästhesistin, lachte: „Ein Bienenstock, sozusagen?“

Nero grinste schief zurück: „Ja, und der Honig waren die Statistiken, die wir produzierten. Immer wenn wir in der

Ferienzeit Leerlauf hatten, weil die Bettenbelegung runterging, kam eine neue Anweisung zur Dokumentation von Daten. Es war Sport, allen die 'Vollbeschäftigung' zu signalisieren. Erholungspausen? Nicht nötig. In der freien Zeit sollten wir Diagnosen verschlüsseln lernen, oder wenigstens mit den Patienten reden. Man holte sogar extra einen Fachmann heran, der uns beibringen sollte, wie die Briten das machten, das mit der Effizienzsteigerung durch Datenkosmetik. So was wie McKidney. Es gab also auch unter dem christlichen Deckmantel Missionsarbeit statt Mittagessen für die Ärzte.“

Die Weiterbildungsassistentin guckte ungläubig: „Was? Christliche Mission? So was gibt es noch? Heilsarmee und all das Zeug?“ -

„Naja, nicht richtig... hab `n bisschen übertrieben. Die alten Diakonissen mit Habit und Häubchen sterben ja langsam aus. Aber die Oberin hat uns Ärztinnen immer tüchtig auf Trab gehalten. Das Prinzip Gnade gab es nur für die Patienten. Nach so einer 32-Stunden-Schicht bin ich am OP-Tisch auch schon mal stehend eingeschlafen, wenn ich Haken halten musste. Aber das ist inzwischen besser geworden, seit sie kein Personal mehr zum Verheizen finden. Du weißt gar nicht, wie gut wir es hier haben in Trägerschaft einer vergessenen Kommune aus den guten alten Achtzigern. Die Zeit ist hier stehen geblieben. Das reinste Paradies, mit geregelten Arbeitszeiten, einem funktionierenden Betriebsrat und so. Es gibt zwar langsam immer mehr Probleme, wir können auf dem Jahrmarkt nicht mehr richtig mithalten, und es fällt auf, dass wir hier noch Methoden von früher anwenden. Aber im Vergleich zu anderen Häusern ist unsere städtische Klinik richtig gut dran mit fairen Arbeitsbedingungen. Noch.“

Die Tür ging auf. Die diensthabende Notaufnahmeschwester goss sich den berüchtigten kohleschwarzen Kaffee der Nachtdienstmarke 'Plötzlicher Herztod spezial' aus einer Wärmekanne ein und warf den beiden Ärztinnen im Vorübergehen zu: „Gleich geht's ab hier, macht euch schon mal warm...“

....